

28
Bau
2008

Nina Baur
Hermann Korte
Martina Löw
Markus Schroer (Hrsg.)

Handbuch Soziologie



Wiesbaden
2008



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Basis
2008

Alter & Altern

Udo Kelle

1 Einleitung

Prozesse des Wachstums und der Reifung, des Alterns und des körperlichen Verfalls, denen wir als Menschen unterliegen, muss nicht nur jeder Einzelne von uns im Laufe seines Lebens bewältigen – hieraus ergeben sich auch Probleme für das gesellschaftliche Zusammenleben und die soziale Ordnung. In allen bekannten Kulturen gibt es deshalb mehr oder weniger komplexe Regeln, um die biologische Tatsache des Alterns sozial zu bewältigen. Aus soziologischer Sicht ist das menschliche Altern deshalb mehr als ein biologisches Faktum, nämlich eine eigene soziale „Strukturkategorie“ wie Klasse und Geschlecht (Amann/Kolland 2008: 39), mit deren Hilfe ungleiche Verteilungen von Statuspositionen, Rechten, Pflichten, Ressourcen und Teilhabechancen zwischen Gesellschaftsmitgliedern gesellschaftlich legitimiert und soziologisch verstanden werden können.

Soziologische Analysen des Umgangs mit Alter und Altern in unterschiedlichen Gesellschaften und Zeiten sind zudem besonders gut geeignet, um die Bedeutung sozialen und kulturellen Wandels und die Veränderbarkeit sozialer Normen zu untersuchen. Auch die Thematik „Altern“ selbst hat in der letzten Zeit gesellschaftlich und wissenschaftlich an Bedeutung gewonnen. Noch vor zwanzig Jahren galt die Soziologie des Alter(n)s als eine eher randständige „Bindestrichsoziologie“; der rapide demographische Wandel der letzten Jahrzehnte führte dann aber dazu, dass Altern zunehmend als ein gesamtgesellschaftlich relevantes und sozialpolitisch brisantes Problem (Backes 1997) thematisiert wird.

Arbeiten aus unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Lebenslauf- und Biographieforschung, der Demographie, der Familiensoziologie und der Sozialhistorik zeigen dabei die enge Verschränkung von Mikro- und Makroebene sozialwissenschaftlicher Beschreibung: Individuelles Altern auf der Mikroebene einerseits und das Altern gesamter Bevölkerungen, die „demographische Alterung“, auf der Makroebene andererseits sind in vielfältiger Weise aufeinander bezogen – was aus der Sicht einzelner Akteure als unausweichliches Schicksal erlebt wird, stellt sich aus soziologischer Perspektive dar als durch gesellschaftliche Regeln geprägt, die das „gute und richtige Altern“ definieren und das „Kollektivsingular Alter“ als „typisch neuzeitliche Erfindung“ erst hervorbringen (Saake 2006: 70).

In einer offenen Gesellschaft können gesellschaftliche Normen dieser Art immer auch zum Gegenstand von Kontroversen werden. Soziologen haben diese Kontroversen mit ihren theoretischen Arbeiten und empirischen Befunden beeinflusst, aber auch in den letzten zehn Jahren verstärkt die Beteiligung der eigenen Disziplin an öffentlichen Problemkursen kritisch reflektiert: ohne die statistischen Werkzeuge der Sozialwissenschaften wäre die „Überalterung“ kaum je als gesellschaftliches Problem diagnostiziert worden. Und die Sozialwissenschaften haben die gesellschaftlichen Altersdiskurse nicht nur mit objektiven

Daten versorgt, sondern auch mit Angeboten an „Welt- und Daseinsdeutungen“ (Tenbruck 1984), so etwa mit Konzepten eines „erfolgreichen Alterns“.

Alter bzw. Altern ist systematisch mehrdeutig: auf der Mikroebene wird hiermit der Vorgang des Älterwerdens von Individuen ebenso bezeichnet wie eine bestimmte Lebensphase, das höhere Lebensalter. Auf der Makroebene bezieht sich der Begriff auf die Alterung ganzer Bevölkerungen. Dieses Phänomen der demographischen Alterung stellt eines der typischen „kollektiven Explananda“ dar, die den Ausgangspunkt bilden für soziologische Erklärungsversuche (Esser 1999) und steht deshalb am Anfang des Kapitels. Daran anschließend werden Befunde der modernen Lebenslaufsoziologie zur Bedeutung des Alterns im gesamten Lebenslauf in verschiedenen Gesellschaften und historischen Zeiten diskutiert. Abschließend werden aktuelle theoretische Entwicklungen und empirische Erkenntnisse aus soziologischen Untersuchungen zum höheren Lebensalter dargestellt.

2 Demographische Alterung

Bereits im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert entstand die Demographie als Teil einer Vorläuferdisziplin der Soziologie: der Kameralistik, die an den Universitäten der absolutistischen Staaten Beamtennachwuchs ausbildete. Bei der Beschäftigung mit Bevölkerungsstruktur und -umfang als einer Grundlage für wirtschaftliche Prosperität und staatliche Macht wurden schnell die Möglichkeiten einer dynamischen Perspektive, d.h. der Beobachtung von Bevölkerungswachstum und -schrumpfung erkannt, zumal die hierfür wichtigen Ereignismaße, nämlich Geburten und Todesfälle, bereits im frühen 18. Jahrhundert einigermaßen valide erfasst werden konnten. Die Demographie des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelte dann jene grundlegenden Darstellungsweisen und Maßzahlen, die sich mit vielen Ausarbeitungen und Verfeinerungen bis heute gehalten haben und die die öffentliche Diskussion bis heute beeinflussen (für einen Überblick vgl. Mueller 1999).

2.1 Alterspyramiden, Lebenserwartung und Überlebenskurven

Dies trifft insbesondere für die sog. *Alterspyramiden* zu, die die Altersstruktur einer Bevölkerung zu einem gegebenen Zeitpunkt abbilden und die bereits durch ihre Form unterschiedliche Dynamiken von Bevölkerungswachstum oder -schrumpfung erkennen lassen. In rasch wachsenden Bevölkerungen mit hoher Geburtenziffer bzw. „Natalität“ handelt es sich tatsächlich um eine sich nach oben verjüngende Pyramide mit breiter Basis. In europäischen Industriestaaten mit zurückgehender Fertilität wandelt sich die Pyramide langsam zu einer „Zwiebel“ (wenn die mittleren Altersgruppen in der Bevölkerung sehr stark repräsentiert sind) und wird – bei weiterem Geburtenrückgang – schließlich zu einem „Eimer“ oder einer „Urne“, bei der ein breiter Oberbau aus Personen mittleren und höheren Alters auf einer schmalen Basis (d.h. einer relativ geringen Zahl von Kindern und Jugendlichen) auf sitzt. Solche Diagramme geben Hinweise auf Sterblichkeit bzw. Mortalität: ein ähnlich hohes Sterberisiko in allen Altersgruppen verstärkt die Pyramidenform.

Schlussfolgerungen von der aktuellen Bevölkerungsstruktur auf die Bevölkerungsentwicklung sind allerdings mit Fehlerrisiken behaftet. Dies trifft etwa zu für die Berechnung der *Lebenserwartung*, die in der Regel anhand einer Durchschnittsbildung der in einem

bestimmten Zeitabschnitt Gestorbenen erfolgt. Solch ein Durchschnitt lässt die Streuung des Sterbealters außer Acht (und damit die Frage, ob eine niedrige Lebenserwartung durch hohe Kindersterblichkeit oder durch ein hohes Sterberisiko mittlerer Altersgruppen bedingt ist). Aussagen, dass die Menschen „in früheren Jahrhunderten nur dreißig Jahre alt wurden“ (Thane 2000: 18ff.), reflektieren diesen statistisch erzeugten Irrtum. Zwar lassen sich Natalität und Mortalität nur für die Zeit seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts und auch dort nur für bestimmte Weltgegenden anhand einigermaßen verlässlicher Daten rekonstruieren, während frühere Zahlen zur Lebenserwartung sehr ungenaue Schätzungen darstellen. Historische Quellen zeigen aber, dass Menschen auch in früheren Zeiten bereits ein hohes Alter erreichen konnten (so heißt es etwa im biblischen Psalm 90, der im ersten vorchristlichen Jahrtausend entstanden ist: „Unser Leben währt siebzig Jahr und wenn es hoch kommt, sind es achtzig“). Schätzungen für das römische Reich gehen von einem Anteil älterer Menschen an der Bevölkerung aus, der sich durchaus mit Verhältnissen der frühen Neuzeit vergleichen lässt (Laslett 1999: 116) und der erst im frühen Mittelalter wieder sank.

Zudem können Zahlen zur statistischen Lebenserwartung zukünftige Ereignisse, die die Sterblichkeit beeinflussen können (etwa Verbesserungen medizinischer Versorgung oder Naturkatastrophen und Kriege), nicht berücksichtigen. Eine zuverlässige Ermittlung des durchschnittlichen Sterbealters ist immer nur für bereits Gestorbene möglich, wobei sich diese Berechnung entweder auf eine „Geburtenperiode“ (d.h. die in einem bestimmten Zeitabschnitt Gestorbenen) oder auf eine „Geburtskohorte“ (d.h. der in einem bestimmten Zeitabschnitt Geborenen) beziehen kann. Mit Hilfe einer „Kohortensterbetafel“ kann dargestellt werden, wie viel Angehörige einer Geburtskohorte jeweils ein bestimmtes Alter erreicht haben. Die Analyse solcher Kohortensterbetafeln bzw. ihrer grafischen Umsetzung als *Überlebenskurven* macht dabei Mortaliätstrends deutlich. So ist seit Ende des 19. Jahrhunderts in den westlichen Industriegesellschaften das Sterberisiko der jüngeren Altersgruppen, insbesondere der Säuglinge und Kinder, stark zurückgegangen. Menschen im jungen und mittleren Lebensalter konnten jedoch schon damals damit rechnen, relativ alt zu werden (die Restlebenserwartung eines 20-Jährigen war zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwölf Jahre niedriger als heute), das Sterberisiko für Menschen im mittleren Alter ist im letzten Jahrhundert noch einmal deutlich gesunken (Klein 2004). Dieser Umstand hat weit reichende kulturelle Folgen: Die Allgegenwart des Todes, die das Bewusstsein der Menschen in den Industriestaaten bis in das 19. Jahrhundert stark beschäftigte und einen intensiven Niederschlag in bildender Kunst, Musik und Literatur fand, ist geschwunden (Imhof 1984), und die Planbarkeit des Lebenslaufs hat zugenommen.

In der demographischen Darstellung zeigt sich dieser Trend als „Rektangulierung“ der Überlebenskurven von Geburtskohorten: die Anzahl der Überlebenden einer Geburtskohorte bleibt bis zu einem höheren Lebensalter stabil, um dann auf einmal sehr stark abzufallen. Es muss vorerst fraglich bleiben, ob es einen natürlichen Endpunkt dieses Prozesses gibt in dem Sinn, dass irgendwann alle Menschen ein gleich hohes Sterbealter erreichen, oder ob die Lebenserwartung (etwa durch einen Abbau gesundheitsgefährdender Risikofaktoren und neue medizinische Verfahren) weit darüber hinaus verlängert werden kann. Zumindest lässt sich seit etwa 25 Jahren in den hochindustrialisierten Ländern ein Rückgang der Sterblichkeit auch in der Gruppe der über 80-Jährigen sog. „Hochaltrigen“ feststellen (Rott 2004).

Die Verlängerung der durchschnittlichen Lebenszeit ist ein weltweiter Trend mit allerdings unterschiedlichen Folgen in verschiedenen Weltgegenden: Während er in industriell weniger entwickelten Ländern bei gleich bleibender Natalität zu Bevölkerungswachstum

führt (Klein 2004: 78), klagt man in den entwickelten Industrienationen und zunehmend auch in Schwellenländern über eine starke Zunahme älterer gegenüber jüngeren Bevölkerungsgruppen, wobei noch unklar ist, ob hierfür eher die Verlängerung der durchschnittlichen Lebenserwartung („Alterung von oben“) oder eher die zurückgehende Natalität („Alterung von unten“) verantwortlich ist (Schimany 2003). In den Industriegesellschaften wächst dabei gegenwärtig die Gruppe der Hochaltrigen am stärksten, so dass die Gruppe der Älteren in sich altert („doppelte Alterung“).

2.2 Demographie, soziale Sicherungssysteme und Arbeitsmarkt

Die möglichen (sozial)politischen Folgen der demographischen Alterung (der wertende Begriff der „Überalterung“ wird in der Demographie heute vermieden) beschäftigten Politik und Öffentlichkeit seit der Zwischenkriegszeit: Machte man sich früher vor allem Sorgen um das „Aussterben der Deutschen“ und eine drohende „Entvölkerung“, ist es seit den 1970er Jahren die Sorge um die *Finanzierbarkeit der sozialen Sicherungssysteme*, die die öffentliche Debatte beherrscht. Hier geht es um die gesetzliche Kranken- und vor allem um die Rentenversicherung, mit der in Deutschland seit 1881 die Absicherung der Industriearbeiterschaft bei Invalidität und eine zusätzliche Unterstützung (neben einer als selbstverständlich unterstellten Absicherung durch Familie und Ersparnisse, vgl. Tennstedt 1999) angestrebt wurde. Dieses ursprünglich auch zur politischen Befriedung der Arbeiterklasse dienende soziale Sicherungssystem wurde nur sehr langsam auf andere Bevölkerungskreise übertragen. Die Hyperinflation des Jahres 1923, die immense Vermögensverluste der Mittelschicht zur Folge hatte, führte zu der Verallgemeinerung des Systems und zu einer Umstellung vom Kapitaldeckungs- auf ein Umlageverfahren, dass die Grundlagen für die heute diskutierten Strukturprobleme legte: Beim Umlageverfahren werden Rentenzahlungen nicht mehr aus dem Zinsertrag eines angesammelten Kapitalstocks geleistet, sondern direkt aus Beiträgen pflichtversicherter Erwerbstätiger. Dieses System kann bei einem starken Rückgang der Anzahl von Beitragszahlern zusammenbrechen (was tatsächlich kurzzeitig in der Weltwirtschaftskrise 1929 geschah). Es gelang nie mehr, zum Kapitaldeckungsverfahren zurückzukehren – bei der großen Rentenreform 1957 wurde das Umlageverfahren endgültig institutionalisiert und durch eine Bindung der Rentenzahlungen an die Höhe durchschnittlicher Erwerbseinkommen sogar noch empfindlicher gegen demographische Veränderungen und gesamtwirtschaftliche Störungen.

Damit wurden familienbezogene und individuelle Versorgungsstrukturen zunehmend ersetzt durch einen wohlfahrtsstaatlich vermittelten makrosozialen Ausgleichs- und Verteilungsmechanismus (der von den in den 1950er Jahren die Sozialpolitik prägenden Vertretern der katholischen Soziallehre als „Generationenvertrag“ bezeichnet wurde). Die Funktionsfähigkeit der sozialen Sicherungssysteme hängt ab von der Erwerbstätigenquote und dem zahlenmäßigen Verhältnis zwischen Erwerbstätigen und Rentenempfängern. Die seit der Einführung des Rentensystems sinkende Geburtenrate führt hier nun zu einem immer ungünstigeren Verhältnis, welches sich mit Hilfe verschiedener Quotienten, Versorgungs- und Abhängigkeitsquoten darstellen lässt (für einen Überblick vgl. Schimany 2003), die in der öffentlichen Debatte oft popularisiert werden in Form von Aussagen „Im Jahre x müssen y Erwerbspersonen für einen Rentner aufkommen“. Hier deuten sich neue gesellschaftliche Konfliktlagen an: Neben die klassischen Verteilungskonflikte, wie den zwi-

schen Kapital und Arbeit, treten Auseinandersetzungen zwischen „Erwerbsklassen“ und „Versorgungsklassen im Wohlfahrtsstaat“ (Alber 1984), die sich an generationenspezifischen Disparitäten zwischen Beiträgen und Leistungen der Rentenversicherung entzünden (vgl. auch den Beitrag zu „Wohlfahrtsstaat“ in diesem Band).

Es muss allerdings fraglich bleiben, ob der manchmal befürchtete „Krieg der Generationen“ mehr ist als ein mediales Schreckensszenario. Empirische Untersuchungen zeigen jedenfalls, dass der Transfer von Einkommen zwischen den Generationen keinesfalls so einseitig ist, wie es öffentliche Diskussionen vermuten lassen – so leisten viele ältere Menschen zum Teil erhebliche innerfamiliäre Unterstützungsleistungen (Motel-Klingebiel 2006).

2.3 Demographie und (Bio)politik

Die öffentliche Debatte und das Handeln sozialpolitischer Akteure stützt sich stark auf *demographische Modellrechnungen*, die oft als sichere Vorhersagen der zukünftigen Altersstruktur der Bevölkerung und sich daraus ergebender Relationen zwischen Beitragszahlern und Rentenempfängern angesehen werden. Nun sind solche Vorausberechnungen tatsächlich recht verlässlich verglichen mit manch anderen sozialwissenschaftlichen Prognosen, weil die Kenntnis über die Anzahl der jetzt Geborenen gute Abschätzungen des zukünftigen Bevölkerungsaufbaus ermöglicht. Trotzdem gehen in solche Vorhersagen zahlreiche (in der öffentlichen Diskussion kaum je thematisierte) *ceteris paribus* Annahmen ein, wonach sich wesentliche Faktoren der Bevölkerungsdynamik (insbesondere die Sterblichkeit, die Geburtenziffer und die Migration) nur wenig ändern und Naturkatastrophen, Epidemien und Kriege in den nächsten Jahrzehnten ausbleiben. Das Statistische Bundesamt versucht diesem Umstand durch die Veröffentlichung unterschiedlicher Szenarien der Bevölkerungsentwicklung Rechnung zu tragen, die auf jeweils verschiedenen Annahmen beruhen. Diese Modelle verdeutlichen bspw., dass sich die Altersstruktur und damit die demographischen Belastungsquoten realistischerweise auch bei starker Zuwanderung von jüngeren Erwerbspersonen stark verändern werden – bei ungefähr gleich bleibender Fertilität und Morbidität müssten ansonsten jährlich mehrere Millionen Menschen nach Deutschland immigrieren und dabei die Bevölkerung auf mehrere Hundert Millionen Menschen anwachsen, um die aktuelle Altersstruktur bis in die Mitte des 21. Jahrhunderts aufrechtzuerhalten (Schimany 2003). Dennoch lässt sich allein aus demographischen Altersquotienten die Stabilität oder Fragilität sozialer Sicherungssysteme nur bedingt erschließen, weil hier zahlreiche andere (z.T. wenig beachtete) Faktoren Bedeutung haben: So macht bspw. Struck (2008) darauf aufmerksam, dass eine (auch nur moderate) Erhöhung der Frauenerwerbsquote in Deutschland und flexible Beschäftigungsmöglichkeiten für Menschen im höheren Lebensalter die erwarteten Veränderungen der Altersquotienten mehr als ausgleichen könnten.

Demographische Modellrechnungen geben leider zu oft Anlass zu alarmistischen Krisenszenarien: bereits im frühen 19. Jahrhundert warnte der Ökonom Robert Malthus vor einem dramatischen Bevölkerungswachstum und daraus resultierenden Hungersnöten. Eine damals nicht vorhersehbare Industrialisierung und Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft half dann, die stark wachsende Bevölkerung mit Arbeitsplätzen und Nahrung zu versorgen. In den 1960er und 1970er Jahren wurde die Öffentlichkeit in den westlichen

Industrienationen durch die Rede von der „Überbevölkerung“ aufgeschreckt, die bereits in den frühen 1990er Jahren zu schweren weltweiten Hungerkatastrophen und Kriegen führen sollten. Auch hier zeigte sich, dass die „Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1972) keinesfalls so schnell erreicht waren, wie manche Krisenpropheten es in den 1970ern befürchtet haben.

Hierbei darf nicht vergessen werden, dass sich demographische Krisenszenarien in politischen Diskursen oft mit Maßnahmen zur Kontrolle und Manipulation der Bevölkerungsstruktur verbinden, die nur durch umfassende staatliche Eingriffe zu bewerkstelligen sind. Der Sozialphilosoph Michel Foucault (2004) hat den Begriff der *Biopolitik* für staatliches Handeln geprägt, das sich auf die Bevölkerung als Ganzes richtet und deren Struktur, Wohlfahrt und Gesundheit beeinflussen soll. Biopolitik hat stets eine ethisch und politisch hochgradig riskante Seite. Ein dehumanisierender Charakter bevölkerungspolitischer Krisenszenarien und darauf aufbauender biopolitischer Maßnahmen liegt dabei nicht immer so offen zutage wie bei der NS-Ideologie des „Volkes ohne Raum“. So hat es einige Zeit gedauert, bis deutlich wurde, dass die „Ein-Kind-Politik“ in der Volksrepublik China den verdeckten Mädcheninfantizid fördert.

Der Auf-, Um- und Abbau sozialer Sicherungssysteme stellt Biopolitik im reinsten Sinne dar. Hier kann eine gute Kenntnis demographischer Zusammenhänge dafür sensibilisieren, wenn (extreme) demographische Szenarien (die nur eine einzelne aus einer Vielzahl möglicher Zukünfte darstellen) von Politikern verwendet werden, um schwerwiegende Veränderungen des Rentenversicherungssystems zu rechtfertigen, die starke Kaufkraftverluste der jetzt lebenden Rentnergeneration nach sich ziehen (so etwa, wenn der vormalige Vizekanzler Franz Müntefering behauptet „2050 haben wir nicht mehr 39 bis 40 Millionen Menschen, sondern nur noch 24“, vgl. Ebert/Kistler 2007: 58).

3 Die Soziologie des Lebenslaufs

3.1 Zum Verhältnis von Demographie, Gesellschaft und Lebenslauf

Die Demographie macht Altern als gesamtgesellschaftliches Phänomen und Problem empirisch sichtbar. Die Soziologie des Lebenslaufs (Sackmann 2007) versucht, die Bedeutung des Alterns in einen soziologischen Theorierahmen verstehbar zu machen. Soziale Ordnung beruht stets auf der (oft ungleichen) Verteilung von Statuspositionen und auf der Zuweisung sozialer Rollen, die die soziale und personale Identität der Rollenträger entscheidend beeinflussen kann. Das biologische Altern des Menschen und die hiermit verbundenen Veränderungen von Fähigkeiten erfordern den Wechsel zwischen Statuskonfigurationen und Rollenanforderungen. Altern stellt damit nicht nur eine Herausforderung für die individuelle Identitätsbildung dar, sondern macht auch die potentielle Brüchigkeit sozialer Ordnung deutlich. Um diese Herausforderungen und Risiken zu bewältigen, haben bislang alle Kulturen Institutionen geschaffen, die eine sinnhafte Ordnung des Lebenslaufs herstellen und die Gesellschaftsmitglieder auf altersentsprechende Rollen vorbereiten. Dabei markieren *Statuspassagen* wie Konfirmation und Hochschulexamen, Hochzeit und Trauerzeremonie, die Übergangspunkte zwischen Statuskonfigurationen sowie den damit verbundenen Identitätswechsel und helfen dadurch, die hiermit verbundenen Beunruhigungen zu ertragen.

Die ältere strukturfunktionalistische Theorie des Lebenslaufs nahm noch an, dass in allen Gesellschaften kulturunabhängige universelle Altersnormen existieren, die das „*timing*“ von Lebensereignissen beeinflussen (Cain 1964: 272). Empirische Lebenslaufstudien haben jedoch gezeigt, dass in vielen Kulturen eine große Variation in der Aufeinanderfolge von Lebensereignissen herrscht (z.B. Rindfuss et al. 1987). Auch haben kohortenvergleichende Lebenslaufstudien deutlich gemacht, dass in vergangenen Epochen die Zeitspanne im Lebenslauf, in der bestimmte biographisch relevante Ereignisse stattfinden konnten, wesentlich größer als heute war. So hat sich, um ein Beispiel zu nennen, das Heiratsalter in Deutschland erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts vereinheitlicht (Imhof 1984: 183).

3.2 Wandel von Lebenslaufstrukturen

Strukturen des Lebenslaufs unterliegen einem starken sozialen Wandel. Ein wesentlicher Grund hierfür besteht in dem Wechsel zwischen *Kohorten* bzw. *Generationen*. Einschneidende historische Ereignisse, wie Kriege, Revolutionen, ökonomische Krisen usw., beeinflussen die Mitglieder einer Geburtskohorte in einer bestimmten Phase ihres Lebenslaufs und führen dazu, dass sie durch ähnliche Erfahrungen geprägt werden. Karl Mannheim (1928) spricht von der gemeinsamen „Lagerung“, deren bewusste Wahrnehmung eine „*Generationseinheit*“ schafft und die das Handeln, Denken und Fühlen der Mitglieder einer Generation bis zu einem gewissen Grad standardisieren kann. Sozialer Wandel vollzieht sich oft im Generationenwechsel, indem nachwachsende Generationen in Auseinandersetzung mit ihrer spezifischen soziohistorischen Lagerung neue Werte, Deutungsmuster und Leitbilder entwickeln, die dann, wenn die Mitglieder dieser Generation in einem bestimmten Lebensalter gesellschaftliche Schlüsselpositionen übernehmen, die Entstehung machtvoller Institutionen begründen können – die Entwicklung der Geschlechterpolitik von der Frauenbewegung der 1970er Jahre bis zum modernen „*gender mainstreaming*“ liefert hierfür sicher ein gutes Beispiel (vgl. auch den Beitrag zu „Geschlecht“ in diesem Band).

Bis etwa in die 1960er und 1970er Jahre lässt sich in den Industriestaaten eine wachsende Vereinheitlichung von Statuspassagen im Lebenslauf feststellen. Dieser „segmentierte Lebenslauf“ (Mayer/Müller 1989) ist ein Produkt des industriegesellschaftlichen Erwerbssystems und des modernen Wohlfahrtsstaates. Mit der Entstehung der Industriegesellschaft löste sich die Einheit von Konsum und Produktion in bäuerlichen und städtischen Handwerker- und Kaufmannshaushalten auf – die Vergesellschaftung der Menschen, die einen Zugang zu Gütern und Ressourcen sowie eine Teilhabe an verschiedensten Institutionen ermöglicht, wurde zunehmend vermittelt über den Arbeitsmarkt (vgl. auch den Beitrag zu „Arbeit“ in diesem Band). Der im Erwerbssystem erreichbare Status wurde dabei immer abhängiger von formalen Bildungszertifikaten. Die für die moderne Gesellschaft so charakteristische Unterteilung des Lebenslaufs in Kindheit, Jugend, aktives Erwachsenenalter und Ruhestand zeigt dessen Abhängigkeit vom Erwerbssystem: nach einer Phase, in der Menschen durch Bildung und Ausbildung auf das Erwerbsleben vorbereitet werden, folgt die eigentliche Aktivitätsphase, die schließlich in eine Ruhephase mündet, in der die Menschen dem Erwerbssystem nicht mehr zur Verfügung stehen. Ein „*chronologisch standardisierter Normallebenslauf*“ (Kohli 1985: 2) entstand, dessen Statuspassagen der moderne Wohlfahrtsstaat (vgl. Lessenich in diesem Band) durch Zugangs- und Übergangsregeln strukturiert (Mayer/Müller 1989: 53). Dieser Prozess, von Martin Kohli als „*Institutionalisierung*“

des Lebenslaufs“ bezeichnet, lässt sich als Teil einer umfassenden abendländischen Rationalisierungsbewegung im Sinne Max Webers verstehen, bei der die Spontaneität des Lebens einer Orientierung an langfristigen Zielen untergeordnet wird. Für den Einzelnen bedeuten diese Strukturen allerdings nicht nur persönliche Sicherheit, sondern eine Zunahme an sozialer und bürokratischer Kontrolle. Soziales Handeln an Statusübergängen wird strukturiert durch die Sozialisation in einer bestimmten Kohorte, durch den offenen Druck wohlfahrtsstaatlichen Regiments oder durch den „stummen Zwang“ ökonomischer Verhältnisse.

3.3 Individualisierung, Modernisierung und Pluralisierung von Lebensläufen

Die Institutionalisierung des Lebenslaufs kann auch wachsende Handlungsspielräume schaffen – darauf haben insbesondere individualisierungstheoretische Ansätze aufmerksam gemacht (vgl. auch den Beitrag zu „Individualisierung“ in diesem Band). Wenn es zur allgemeinen gesellschaftlichen Erwartung wird, eine *eigene* Erwerbsbiographie und einen *eigenen* Familienlebenslauf zu haben, dann wachsen die Möglichkeiten zur Selbstgestaltung des Lebens. So gesehen ist die Entwicklung des modernen Lebenslaufs ein Teil der seit der Aufklärung im abendländischen Kulturraum stattfindenden Individualisierung, wobei Einstellungen und Handlungsmuster immer stärker die Folge individueller Entscheidungen und immer weniger von sozialen Herkunftsmilieus, Klassen- oder Standeszugehörigkeiten bestimmt werden (vgl. auch den Beitrag zu „Klassen“ in diesem Band). Bildungssystem und sozialstaatliche Sicherungssysteme werden dabei nicht nur als kontrollierende Instanzen erlebt, sondern können auch die Entwicklung und Umsetzung eigener Handlungspläne sowie biographischer Entwürfe unterstützen, wie sich in vielen empirischen Lebenslaufstudien zeigte.

Zudem *pluralisieren und entstandardisieren sich Lebensläufe* nach einer langen Phase der Vereinheitlichung seit den 1960er Jahren in manchen Bereichen wieder: in jüngeren Geburtskohorten streut bspw. das Erstheiratsalter viel stärker als in älteren (Diekmann 1996), und seit längerer Zeit werden sowohl männliche, als auch weibliche Berufsverläufe immer unterschiedlicher (Buchmann/Sacchi 1995).

Die Frage aber, ob die Sozialstruktur der (west)deutschen Industriegesellschaft seit den 1970er Jahren einen tief greifenden Wandel durch einen neuen „Individualisierungsschub“ erfährt, wird kontrovers diskutiert. Auf jeden Fall haben klassische soziale Ungleichheitsstrukturen keineswegs an Bedeutung verloren. So werden trotz vieler Bemühungen um Chancengleichheit und trotz/ungeachtet einer erheblichen Ausweitung des höheren Bildungswesens Bildungskarrieren nach wie vor stark von der sozialen Herkunft beeinflusst, wie die aktuellen PISA-Vergleichsstudien (Baumert/Schümer 2001) und bildungssoziologische Studien immer wieder eindrucksvoll zeigen (z.B. Schuchart 2007, Müller-Benedict 2007).

Auch in anderen Bereichen kann die Veränderung von Lebenslaufmustern nicht nur als ein Beleg für wachsende Individualisierung, sondern auch als Hinweis auf die Entstehung neuer Strukturen und Festlegungen gewertet werden. Nun muss *Individualisierung*, „verstanden als ein Abbau traditionaler normativer Verbindlichkeiten“, natürlich nicht „per se eine Erweiterung der Optionsvielfalt bei der Wahl der Lebensform“ bedeuten (Huinink/Wagner 1998: 103). Denn es „kann eine Schwächung traditionaler Normen durch

einen Aufbau neuer Regelungen und Institutionen abgelöst werden.“ (ebd.). Diese Widersprüchlichkeit von Individualisierungsprozessen hatte schon Ulrich Beck im Blick, als er schrieb, dass zwar „der Einzelne (...) aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst [wird], (...) dafür aber die Zwänge des Arbeitsmarktes und der Konsumexistenz und der in ihnen enthaltenen Standardisierungen und Kontrollen ein[tauscht],“ die ihn „zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten machen.“ (Beck 1986: 211).

So wird die Frage, ob Modernisierungsprozesse eine Vervielfältigung von Handlungsspielräumen bewirkt haben, die zu einer Pluralisierung von Lebensläufen führen, oder ob neue Strukturen kulturell geprägt und institutionell verfestigt werden, die einer freien Entfaltung individueller Lebensläufe enge Grenzen setzen, lebhaft diskutiert. Einig ist man sich allerdings darüber, dass sich Strukturen des Lebenslaufs fortgesetzt gewandelt haben und sich im Übergang zwischen Industriegesellschaft und postindustrieller Gesellschaft weiterhin verändern. Die Lebenslaufsoziologie liefert dabei nicht eine umfassende Theorie zur Erklärung von Lebensläufen, sondern repräsentiert ein Forschungsprogramm mit einer Reihe heuristischer Konzepte, mit deren Hilfe Prozesse des Alterns und des sozialen Wandels anhand der vergleichenden Analyse von Lebensläufen und Biographien untersucht werden können, wobei verschiedene spezielle Soziologien wie Jugend-, Familien-, Bildungs-, Berufs- und Alterssoziologie eng zusammenwirken.

4 Höheres Lebensalter

Während die Lebenslaufsoziologie Alternsprozesse über die ganze Lebensspanne untersucht, konzentrieren sich die „Soziologie des Alterns“ (Prahl/Schröter 1996), „sozialwissenschaftliche Altersforschung“ (Backes/Clemens 2003) und „Sozialwissenschaftliche Gerontologie“ (Karl 2003) auf das höhere Lebensalter. Diese sich überschneidenden Disziplinen begründen ein in der empirischen Forschung aktives, aber auch manchmal unübersichtliches und schwer abgrenzbares Feld. Im Folgenden werden zuerst zwei zentrale Gebiete behandelt, in denen ein wichtiger Teil der empirischen Arbeiten und der aktuellen Debatten stattfindet, nämlich sozialstrukturelle Aspekte des höheren Lebensalters und gesellschaftliche und kulturelle Altersbilder. Daran anschließend soll diskutiert werden, wie die Konstruktion des Alterns als gesellschaftliches Problem verstanden werden kann, und es werden einige Konsequenzen für die soziologische Theoriebildung aufgezeigt.

4.1 Sozialer Strukturwandel und Lebenslagen im Alter

Eine sozialwissenschaftliche Dauerbeobachtung der älteren Bevölkerung wurde in Deutschland in den letzten Jahrzehnten etabliert durch eine Reihe von Längsschnittstudien, wie die in den 1990er Jahren begonnene „Berliner Altersstudie“ (BASE) (Baltes/Meyer 1999), die „Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters“ (ILSE) (Schmitt/Martin 2003) sowie der „Alters-Survey“ (Tesch-Römer et al. 2006). Auch hier hat sich empirisch und methodisch die Lebenslaufperspektive durchgesetzt: Eine Längsschnittbetrachtung durch Panelstudien gilt gegenwärtig als sozialwissenschaftlicher „Goldstandard“, an dem sich jede empirische Sozialberichterstattung über Altern messen lassen muss.

Das besondere Interesse von Sozialpolitikern an einer solchen Forschung kommt in der mittlerweile fünf „Berichten zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland“, den sog. „Altenberichten“, zum Ausdruck, die die Bundesregierung aufgrund der Arbeit von Sachverständigenkommissionen vorgelegt hat und welche die zahlreichen empirischen Einzelbefunde zur Lebenssituation älterer Menschen bündeln.

Seit langem bekannt und ausführlich beschrieben sind fünf säkulare Trends des „Strukturwandels des Alters“ (Tews 1993):

- Mit „*Verjüngung*“ des Alters wird der Umstand angesprochen, dass heute mehr Menschen als früher ein höheres Lebensalter bei guter Gesundheit, guter psychischer Verfassung und erhaltener Leistungsfähigkeit erreichen.
- Die „*Entberuflichung*“ des Alters ist eine Folge der Institutionalisierung des Lebenslaufs. In vielen (insbesondere westeuropäischen) Industriestaaten ist diese Tendenz durch eine Ausweitung der Frühverrentung in den vergangenen Jahrzehnten noch erheblich verstärkt worden. Bemühungen von EU-Staaten, diesen Trend zumindest für die Altersgruppen der unter 60-Jährigen zu brechen, scheinen jedoch erste Erfolge zu zeitigen (Engstler 2006).
- Der Begriff der „*Singularisierung*“ beschreibt den Trend zu Einpersonenhaushalten unter älteren Menschen, der durch Verwitwung, durch höhere Trennungs- und Scheidungsraten und durch „*Entfamiliarisierung*“ (d.h. durch die Abnahme von Mehrgenerationenhaushalten) zustande kommt (Prah/Schroeter 1996, vgl. auch den Beitrag zu „*Familie*“ in diesem Band).
- Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich die Lebenserwartung von Männern und Frauen auseinander entwickelt und eine „*Feminisierung*“ des Alters bewirkt – während das zahlenmäßige Verhältnis von Männern und Frauen bei den 60-Jährigen noch völlig ausgeglichen ist, stehen 36 männlichen 80-Jährigen 64 Frauen dieses Alters gegenüber (StatisBA 2008).
- Schließlich ist im 20. Jahrhundert die *Zahl der Hochbetagten* deutlich gewachsen (im Jahr 2006 lebten in Deutschland ungefähr 8.000 Menschen, die das 100ste Lebensjahr erreicht hatten, während noch hundert Jahre zuvor die Statistik nur wenige Dutzend Menschen in dieser Altersgruppe auswies).

Das höhere Lebensalter war zu allen Zeiten mit spezifischen Risikolagen verbunden: Die mit einem Verlust von körperlichen und geistigen Fähigkeiten einhergehenden schwindenden Kräfte zur Erwerbsausübung sowie die im höheren Lebensalter wachsende Wahrscheinlichkeit von Krankheit und Behinderung bringen Abhängigkeitsrisiken mit sich. Vor der Entwicklung der Sozialversicherungen mussten solche Risiken vor allem durch persönliche Sparleistung und durch familiäre Netzwerke aufgefangen werden, ansonsten war man angewiesen auf beschränkte Angebote karitativer Fürsorge und auf die begrenzten Möglichkeiten kommunaler Armenfürsorge. Der moderne Wohlfahrtsstaat hat die Risiken des höheren Lebensalters in einer vorher nie gesehenen Weise verstaatlicht und dabei zum Gegenstand politischer Einflussnahme, öffentlicher Willensbildung und eben auch empirischer Forschung gemacht.

Diese Forschung gibt uns ein Bild von den im modernen Wohlfahrtsstaat veränderten und neu entstandenen Risikolagen des Alters, die mit Hilfe des Konzepts der „*Lebenslage*“ bezogen auf unterschiedliche „*Spielräume des Handelns*“ untersucht werden können (Cle-

mens/Naegele 2004) – diese beziehen sich auf Vermögen und Einkommen, materielle Versorgung, sozialen Kontakt, Kooperation und Aktivität, Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten, Muße und Regeneration sowie auf soziale Bindungen und Unterstützungsnetzwerke. Lebenslagen im Alter sind sozial ungleich verteilt und abhängig von sozialen Lebenslagen in früheren Lebensaltern (und damit von sozialer Herkunft, Geschlecht und Bildung) und von den individuellen Handlungskompetenzen der Menschen, werden aber auch durch Eingriffe von Staat und Politik (bspw. durch die Festlegung von Rentenformeln) mehr oder weniger stark beeinflusst.

Insgesamt verfügen ältere Menschen zwar durchschnittlich über deutlich weniger Einkommen als Personen im mittleren Lebensalter (Motel-Klingebiel 2006), dennoch ist Altersarmut in Deutschland ein nicht mehr derart großes Problem wie noch in den 1960er Jahren (Clemens/Naegele 2004). Trotz eines insgesamt „stabilen und positiven Bildes der Einkommens- und Vermögenslage“ der Älteren (Motel-Klingebiel 2006: 221) steigt seit dem Ende der 1990er Jahre der Anteil der einkommensarmen Menschen im Alter langsam wieder an (ebd.). Neben älteren Menschen in Ostdeutschland sind es vor allem die allein stehenden Rentnerinnen über 80 (Clemens/Naegele 2004), die von Altersarmut häufig betroffen sind. Vor allem ihres Engagements in Ehe und Familie wegen weisen Frauen in dieser Generation oft eine vielfach unterbrochene Erwerbsbiographie auf und haben seltener als Männer einen gehobenen beruflichen Status erreicht, wodurch ihr Einkommen im Alter durchschnittlich geringer ist als das der Männer (Backes 2007: 155). Eine Absenkung der Alterseinkommen durch Dämpfung der Rentenanpassung ist gerade für Menschen aus diesen Gruppen besonders problematisch und wird mehr Altersarmut erzeugen.

Einkommen (vgl. auch Hirsch-Kreinsen in diesem Band) ist sozialpolitisch von besonderer Bedeutung, weil es mit anderen Dimensionen der Lebenslage eng verbunden ist. Niedriges Einkommen führt oft zu einer Kumulation von Risikolagen: geringe Einkommensspielräume schränken bspw. die Wohnverhältnisse ein, die gerade für ältere Menschen besonders wichtig sind. Einkommenshöhe ist zudem mit Morbidität und Lebenserwartung (Klein 2004) sowie mit der Intensität und Häufigkeit sozialer Kontakte statistisch korreliert. Eine kausale Interpretation solcher Zusammenhänge muss allerdings vorsichtig vorgenommen werden: Natürlich ist es plausibel, dass Einkommensarmut zu schlechterer Gesundheit oder zu weniger sozialen Kontakten führt (Clemens/Naegele 2004: 391), jedoch ist es eben auch möglich, dass umgekehrt schlechtere (körperliche und psychische) Gesundheit einen geringeren beruflichen Status und ein niedrigeres Einkommen sowie eine Einschränkung sozialer Kontakte nach sich zieht.

Diese Zusammenhänge verdeutlichen die Wichtigkeit familiärer und anderer sozialer Netzwerke als Unterstützungsressourcen im Alter, mit deren Hilfe Risikolagen gemildert werden können. Dies betrifft nicht nur Ehe und Partnerschaft (der aufgrund empirischer Befunde ein starker Protektionseffekt für Morbidität und Mortalität zugeschrieben wird, vgl. Klein 2004), sondern auch weitere verwandtschaftliche Beziehungsnetzwerke, an erster Stelle die Beziehung zu den eigenen Kindern.

Neueste empirische Daten insbesondere des Alterssurveys (Hoff 2006) zeigen hier deutliche Trends sozialen Wandels in den Familienbeziehungen: Auch wenn immer noch die Mehrheit der älteren Menschen mit anderen Menschen im selben Haushalt lebt, so wächst doch der Anteil der Eingenerationen- und der Einpersonenhaushalte. Hierfür gibt es zahlreiche Gründe: So leben u.a. wegen der seit den 1970er Jahren steigenden Scheidungs- und Trennungsraten und der Pluralisierung von Lebensformen heute deutlich mehr Men-

schen als früher im Alter alleine. Dieser Trend trifft Frauen noch stärker als Männer, weil Männer aufgrund ihrer niedrigeren Lebenserwartung oft gar keine Phase des Alleinlebens erleben, wenn sie in einer fort dauernden und intakten Partnerschaft leben. Auch die erwachsenen Kinder stellen heute seltener als früher Unterstützungsressourcen zur Verfügung. Das liegt weniger daran, dass sich Familienbindungen allgemein auflösen würden – so werden Eltern-Kind-Beziehungen im Alterssurvey nach wie vor als eng und emotional positiv getönt wahrgenommen. Nur ist es immer seltener der Fall, dass die Generationen in einem Haus oder in enger Nachbarschaft zusammenleben. Die schon in den 1960er Jahren beschriebene Tendenz von „innerer Nähe bei äußerer Distanz“ (Tartler 1961) bzw. von „Intimität auf Abstand“ (Rosenmayr/Köckeis 1965) setzt sich damit fort. Hans Bertram (2000) hat hierfür den Begriff der „multilokalen Generationenfamilie“ geprägt. Alle diese Umstände erschweren bei Pflege- und Hilfsbedürftigkeit eine direkte Hilfeleistung der Angehörigen, so dass die Übernahme häuslicher Pflegeverantwortung für Angehörige der jüngeren Kindergeneration oft gar nicht oder nur mit großen persönlichen Einschränkungen möglich ist.

4.2 Gesellschaftliche Altersbilder

Ein besonderes Interesse der Soziologie des höheren Lebensalters gilt seit langem gesellschaftlich vermittelten Altersbildern. 1969 hatte Robert Butler den Begriff des „ageism“ geprägt, um unterschiedliche Formen der Altersdiskriminierung (analog zur sexistischen und rassistischen Diskriminierung) zu beschreiben. Butler zufolge kann sich *ageism* ausdrücken durch vorurteilsgeladene Einstellungen gegenüber älteren Menschen, dem hohen Lebensalter und dem Alterungsprozess, durch diskriminierendes Handeln gegenüber älteren Menschen sowie durch institutionelle Praktiken, die altersbezogene Stereotypen stabilisieren (Butler 1969, Nelson 2002). *Ageism* beschreibt eine zu allen Zeiten und in allen Kulturen auftretende Tendenz, alte Menschen zu diskriminieren und ihnen gesellschaftliche Teilhabe zu verweigern. Parallel dazu findet sich aber (oft in denselben Kulturen) eine hohe Wertschätzung des hohen Lebensalters – der Diskurs des Alters bewegte sich oft schon zwischen Altenehrung und Altentötung, großes Ansehen des Alters findet sich neben einer brutalen Vernachlässigung alter Menschen (Saake 2007: 70 ff.).

Die von Gerontologen manchmal getroffene Annahme, dass in der modernen Gesellschaft negative Altersbilder dominieren (vgl. etwa Lehr 1994) lässt sich empirisch allerdings nicht halten. Zwar zeigen in manchen empirischen Einstellungsuntersuchungen viele Befragte negative Altersstereotype, beim genaueren Hinsehen aber entpuppen sich viele solcher Ergebnisse als Methodenartefakte (Schmitt 2004), die entstehen, wenn Befragte durch bestimmte Fragebogen-items dazu veranlasst werden, hochgradig pauschale Einschätzungen abzugeben. Werden Einstellung dem Alter und alten Menschen gegenüber in differenzierterer Weise operationalisiert, zeigen Befragte oft sehr abgewogene Einstellungen und ein Nebeneinander „negativer“ und „positiver“ Einstellungen gegenüber alten Menschen: In den Köpfen vieler Menschen existieren Bilder von „Altersstarrsinn“ und von Leiden und Einsamkeit im höheren Lebensalter unproblematisch neben Ideen von „später Freiheit im Ruhestand“ und „Altersweisheit“.

Bereits die Frage nach den gesellschaftlich vorherrschenden Altersbildern lässt sich als Teil eines Konstruktionsprozesses verstehen, der das Phänomen erst hervorbringt, das un-

tersucht werden soll – schließlich schafft bereits die Kategorisierung nach Alter Ähnlichkeiten und eine Einheitlichkeit, die in der vielgestaltigen Realität alter Menschen so gar nicht existiert (Göckenjan 2000). Eine ernsthafte Analyse löst das „allgemeine gesellschaftliche Altersbild“ dann schnell auf in bereichsspezifische Altersbilder mit allerdings teilweise hoher sozialpolitischer Relevanz und moralischer Bedeutung. Dazu gehört etwa der hilfsbedürftige, weil gebrechliche und multimorbide, einsame und sozial isolierte ältere Mensch, der zuhause unversorgt oder im Pflegeheim „dahinvegetiert“. Dem stehen Medienbilder dynamischer, jugendlich gebliebener Mittsechziger gegenüber, wie sie in zeitgenössischen *soap operas* oder in der Werbung auftreten.

Soziologisch muss die Frage nach einem allgemeinen gesellschaftlichen Altersbild also umformuliert werden zur „Frage nach den Kriterien, die Altersbilder in Teilsystemen, Organisationen und Interaktionen zugrunde liegen“ (Saake 2007: 193). Bislang existieren nicht viele empirische Arbeiten, die solche bereichsspezifischen Altersbilder und ihre soziale Bedeutung näher in den Blick nehmen und untersuchen, wie etwa die Untersuchung von Irmhild Saake (2007: 183) über die Entstehung spezifischer Altersbilder in stationären Pflegeeinrichtungen, die mehr an den funktionalen Erfordernissen des Alltags in diesen Organisationen orientiert sind als an den alten Menschen selbst.

4.3 Die Konstruktion von Alter(n) als sozialem Problem

Was für den Einzelnen und für die Gesellschaft das „gute und richtige Altern“ ausmacht, wird sozial konstruiert, gesellschaftlich normiert und ist dabei in einer offenen Gesellschaft immer auch Gegenstand von Kontroversen. Sozialwissenschaftler beliefern diese Kontroversen nicht nur mit objektiven empirischen Daten, die sozialpolitische Problemdefinitionen anregen, sondern auch mit Welt- und Daseinsdeutungen (Tenbruck 1984).

Dieser Umstand rückt zunehmend in die Aufmerksamkeit einer sich kritisch verstehenden, selbstreflexiven Soziologie des höheren Lebensalters (Ammann/Kolland 2008), die „danach fragt, welchen Beitrag sie zu Bildung von Ideologien, Mythen und Meinungen leistet“ und „wie sie durch Daten und Diskurse politische Entscheidungen beeinflusst“ (Prah/Schroeter 1996: 26). Sozialwissenschaftliche Altersforscher haben wesentlich mitgewirkt bei der Entdeckung und Definition von „Alter(n) als gesellschaftlichem Problem“ (Backes 1997). Viele Soziologen sehen ihre Aufgabe nun verstärkt darin, zu zeigen, nach welchen Regeln die öffentlichen Diskurse über dieses Problem verlaufen. Sie wollen aufzeigen, welche Machtinteressen dabei wirksam sind, und Ideologien dekonstruieren, die das gesellschaftliche Alltagsbewusstsein prägen. Was heute mancher Leserbriefschreiber sicher zu wissen glaubt, dass „wer 2020 mit 67 Jahren in Ruhestand geht, lediglich eine Rente in Höhe von 44% des letzten Einkommens (bekommt)“ (Die Welt vom 9.5.08: 9), kann durch eine gleichermaßen kritische und empirisch fundierte Altersforschung auf seine unthematizierten Voraussetzungen hin befragt werden. Es kann gezeigt werden, wie „irreführende Zukunftsszenarien, die unhinterfragt in der Öffentlichkeit kursierend ein „Eigenleben“ entwickeln, (...) dazu herangezogen (werden), die angebliche Zwangsläufigkeit politischer Reformen zu begründen“ (Ebert/Kistler 2007: 58).

Wissenschaftlich begründete alternative Szenarien, in denen sozialpolitische Optionen jenseits von Verteilungskämpfen zwischen Generationen und Rentenkürzungen aufgezeigt werden, können allerdings entwickelt werden (vergleiche dazu etwa die Überlegungen von

Struck 2008 zur Bewältigung demographischen Wandels). Die bereits dargestellte systematische Sozialberichtserstattung aufgrund laufender Längsschnittstudien ist hierbei sehr hilfreich, um eine realistische Einschätzung von Problemen zu ermöglichen und politische Debatten zu versachlichen, indem öffentlich noch wenig thematisierte Gesichtspunkte (etwa die umfangreichen finanziellen und sachlichen Unterstützungstransfers, die von der älteren zur jüngeren Generation fließen, vgl. Motel-Klingebiel 2006) in das Bewusstsein gehoben werden.

Die alterssoziologische empirische Forschung hat einen starken sozialpolitischen Anwendungsbezug, der sich in der Forschungsförderung durch Bundes- und Landesministerien und in den Organisationszielen zentraler wissenschaftlicher Institute (etwa des „Deutschen Zentrums für Altersfragen“) ebenso zeigt wie in der in vielen Publikationen deutlich werdenden Tendenz, sozialpolitische Empfehlungen abzugeben (als Beispiele für viele andere siehe etwa Clemens/Naegele 2004: 400f. oder Hoff 2006: 278ff.). Hierbei stehen naturgemäß Fragen nach staatlicher Intervention im Vordergrund, wobei stets die Gefahr droht, dass die (ursprünglich biopolitisch motivierte) Konstitution der Kategorie „alter Menschen“ als Kollektivobjekt staatlichen Handelns Theoriebildung und empirische Forschung in unreflektierter Weise bestimmt. Denn nicht nur die Nutzung vorhandener Daten (wenn etwa demographische Informationen über die Altersstruktur für die Abschätzung von Pflegebedarf und Unterstützungspotenzial verwendet werden sollen, vgl. Tesch-Römer/Motel-Klingebiel 2004), sondern auch die Forschungsinteressen, Untersuchungsinstrumente und Datenformen der sozialgerontologischen Forschung selbst sind oft durch politische Interessen vorstrukturiert. Eine reflexive und kritische Soziologie des Alterns widmet sich diesem Problem in den letzten Jahren verstärkt. So moniert etwa Saake (2006: 156), dass die Forschung über soziale Beziehungen im Alter sehr stark auf innerfamiliäre Beziehungen fokussiert, um das Unterstützungspotential bei Hilfs- und Pflegebedarf abzuschätzen und dass andere Beziehungsformen, etwa selbstgewählte Intimbeziehungen, zu wenig Beachtung erfahren.

Hier zeigt sich, dass theoretische und forschungsmethodische Fragen eng miteinander verbunden sind. Dort, wo quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung mit ihren vorab entwickelten Variablen und Kategorien besonders gefährdet sind, die Herrschaftslogik administrativen Denkens und Handelns nur unbegriffen zu reproduzieren, können qualitative Methoden dabei helfen, die Relevanzsetzungen, Handlungsorientierungen und Interessen der älteren Menschen selbst in den Blick zu nehmen. Hierdurch werden methodische Wege eröffnet zur Aufdeckung von blinden Flecken einer rein anwendungsorientierten Sozialforschung, etwa wenn in qualitativen Interviews und bei der qualitativen Analyse von Interaktionsprotokollen deutlich wird, wie Instrumente zur vermeintlichen Messung von „Kundenzufriedenheit“ und „Pflegequalität“ reale Probleme verschleiern und ein verzerrtes Bild sozialer Problemlagen zeichnen (Kelle 2007; Kelle et al. 2008). Quantitative Verfahren sind zwar unverzichtbare Werkzeuge der Altersforschung, aber für eine kritische und reflexive Soziologie des Alter(n)s sind oft qualitative Methoden notwendig, weil diese es oft besonders gut ermöglichen, das gesellschaftliche Problem des Alters nicht nur aus einer administrativen Außenperspektive zu analysieren, sondern als Probleme, wie sie alte Menschen selber wahrnehmen.

Die Analyse der gesellschaftlichen Probleme des Alterns bedeutet schließlich auch, wissenschaftliche Altersbilder selbst zu untersuchen. Hier wurden insbesondere jene Bilder des kompetenten und produktiven „erfolgreichen Alterns“ kritisch reflektiert, die in der

psychogerontologischen Forschung entwickelt wurden (Baltes/Baltes 1989). In polemischer Absetzung zu einem „Defizitmodell“ des Alterns haben Alternspsychologen seit den 1970er Jahren die Fähigkeit des alternenden Menschen, durch „selektive Optimierung“ auch „im späten Leben eine möglichst positive Gewinn-Verlust-Bilanz“ zu erreichen, betont und gefordert (Baltes 2002).

Kritische soziologische Einreden richten sich hier gegen einen Bewältigungsoptimismus, der Alterung zu einem individuell zu bewältigenden Leistungs- und Kompensationsproblem macht. Das Bild eines äußerst flexibel „copenden“ Individuums, das seine Lebensmöglichkeiten beständig optimiert und auch im hohen Alter Sinn und Erfüllung bspw. darin findet, durch Bewegung, Sport, Bildung usw. ein möglichst langes gesundes, ereignisreiches und ggf. gesellschaftlich nützlich Leben zu erreichen, kann den Blick für soziale Probleme und existenzielle Grundfragen vieler alter Menschen eher verschließen als öffnen. Das liegt daran, dass hinter solchen Konzepten ein Menschenbild sichtbar wird, das in seiner Überhöhung individueller Gestaltungskraft und Leistungsfähigkeit stark mittelschichtorientiert und sozialstrukturblind ist (Prah/Schroeter 1996: 258 ff.; Backes/Clemens 2003: 118). Dabei geraten dann die oftmals größere Vulnerabilität vieler älterer Menschen, kumulierende Benachteiligungen und soziale Risikolagen leicht aus dem Blick (Naegele/Clemens 2004).

Das, was erfolgreiches Altern genannt wird, ist nämlich stark abhängig von ökonomischen Möglichkeiten, erreichter gesellschaftlicher Teilhabe und von Bildungsressourcen. Dies wird gut sichtbar dort, wo die Idee des erfolgreichen, aktiven Alterns aus den gerontologischen Diskursen in die Populärkultur gelangt ist, so etwa in der 2006 erschienenen Bestsellerveröffentlichung des ehemaligen Bremer Bürgermeisters Henning Scherf „Gru ist bunt“, die die Lebensoptionen eines hoch gebildeten und sozial engagierten Angehörigen der oberen Mittelschicht mit sehr guter ökonomischer Absicherung und umfassender gesellschaftlicher Teilhabe im Alter ausmalen.

Es fragt sich, „inwiefern das propagierte Bild des produktiven Alter(n)s am Alltag einer kleinen, privilegierten Minderheit orientiert ist, deren (neue) Freiheiten zu (disziplinierenden) Normierungen für andere werden.“ (Ebert/Kistler 2007: 109). In der von Altersforschern geforderten „Geroprofylaxe“ (Lehr 1978), die bei der Herstellung des kompetenten und vor allem aktiven alten Menschen pädagogisch helfen soll, können sich durchaus Trends zu einer disziplinierenden Pädagogisierung und Therapeutisierung des hohen Alters andeuten. Prah und Schroeter (1996: 123) sprechen hier von einer „Geragogisierung“ des Alters, die mit dem Foucault'schen Machtbegriff zu analysieren wäre. Tatsächlich kann eine „Foucaultianische Gerontologie“ (van Dyck 2007: 105ff.) deutlich machen, wie Menschen durch die Konstruktion von Alterskategorien immer wieder auf verschiedene Weise administrativ in den Griff genommen werden: Während bis in die späten 1990er Jahre eine gesellschaftlich vermittelte und durch staatliche Maßnahmen flankierte „Entberuflichung“ für viele Menschen den Ausschluss aus einer für sie ökonomisch notwendigen und individuell befriedigenden Berufstätigkeit bedeutete, wird heute auf der Grundlage neuer Sachzwänge ein „aktives Alter“ propagiert, in dem der Mensch möglichst seine Produktivität der Allgemeinheit lange zur Verfügung stellen soll (Tews 1994). Die Analyse solcher Diskurse und gesellschaftlicher Zwänge ist eine wichtige Aufgabe für eine Lebenslauf- und Altersforschung, die „Alter(n) als gesellschaftliches Problem“ (Backes 1997) ernsthaft wahrnehmen und verstehen (und nicht nur sozialplanerische Gestaltungsfantasien inspirieren) will.

4.4 Das Theorieproblem der Soziologie des Alter(n)s

Bereits 1990 monierte Martin Kohli, dass viele Arbeiten zur Alterssoziologie vor allem durch den Problemdruck ihres spezifischen Realitätsausschnitts und durch eine rein empirische und praktische Erforschung sozialer Probleme gekennzeichnet seien. Nach wie vor wird die „Soziologie des Alter(n)s“ als eine anwendungsorientierte „Bindestrichsoziologie“ wahrgenommen, deren „Themen, Begriffe und Konzepte“ aber „bisher mehr durch einen Problemdruck der gesellschaftlichen Praxis [als durch] zentrale Fragen der Gesellschaftstheorie“ bestimmt würden (Clemens 1999: 342). Die Verankerung vieler alterssoziologischer Diskurse in der Sozialberichterstattung und der politiknahen Anwendungsforschung, die Stärke der Soziologie des höheren Lebensalters in pflegerischen und sozialpolitischen Kontexten (Saake 2006: 7f.), korrespondiert dabei mit einer oft beklagten „Theoriearmut“ (Prah/Schröter 1996: 243), in der die Brauchbarkeit unterschiedlicher Theorieansätze aus der allgemeinen Soziologie lebhaft diskutiert wird (vgl. Backes 2000, Backes et al. 2001).

Die Lösung für diese Theorieprobleme ist allerdings kaum von einer einheitlichen soziologischen Theorie des Alterns zu erwarten, welche die gesellschaftlichen Alternsprozesse und den sozialen Umgang damit umfassend erklärt – vielmehr kann gerade das Fehlen einer solchen Theorie als eine notwendige Folge der Pluralität und Kontingenz sozialer Ordnungen des Alters betrachtet werden (Kelle 2000, Kelle 2001). Aus einer solchen Perspektive lässt sich ein fortbestehender Theorienpluralismus eher als Ressource denn als Hindernis für die Forschung begreifen, wie ein Blick auf die bereits in den frühen 1960er Jahren begonnene Kontroverse über Disengagement- vs. Aktivitätstheorie zeigt. Beide Theorien setzen aus der Perspektive des Strukturfunctionalismus an der Ruhestandsproblematik und der sich daraus ergebenden „Funktionslosigkeit“ des älteren Menschen an.

Der *Aktivitätstheorie* (Tartler 1961) zufolge haben ältere Menschen dieselben Bedürfnisse nach Aktivität und gesellschaftlicher Teilhabe wie Menschen im mittleren Lebensalter. Ihre erzwungene Ausgliederung aus dem Arbeitsprozess, der diese Teilhabe und Aktivität verbürgte, fördert deshalb psychophysischen Abbau und sozialen Rückzug. Die gesellschaftspolitische Pointe dieser Theorie besteht darin, dass solche Funktionsverluste am besten vermieden oder zumindest kompensiert werden müssen durch andere Formen der Partizipation wie Ehrenamt, Hobby, Freizeitaktivitäten usw.

Die *Disengagementtheorie* (Cumming/Henry 1961) dagegen betont, dass ein gegenseitiger Rückzug von Gesellschaft und alten Menschen voneinander stattfindet, der für beide Teile funktional und sinnvoll ist: ältere Menschen bemerken ihren körperlichen und geistigen Abbau und das Schwinden ihrer Kräfte, verringern daraufhin ihre Beteiligung an der Arbeitsgesellschaft und ziehen sich aus Rollen und Aktivitäten zurück. Dieser Prozess sei funktional für die soziale Ordnung, weil hierdurch sozialer Wandel und die Besetzung von Statuspositionen mit Jüngeren möglich wird. Gelungenes Disengagement führt aber auch zu größerer Zufriedenheit der älteren Menschen. Die Desozialisation der Älteren wird somit geradezu zum Systemerfordernis, weil altersbedingte Defizite sonst das Funktionieren der Gesellschaft erschweren würden, wobei Funktionslosigkeit älterer Menschen zu einer durchaus begrüßenswerten „späten Freiheit“ führen kann (Woll-Schumacher 1980).

Alterspsychologen haben dem Disengagement-Konzept oft die Orientierung an einem „Defizitmodell des Alters“ vorgeworfen. Aber auch die Aktivitätstheorie mit ihrer Programmatik des aktiven Alterns stellt eine keineswegs unproblematische Alternative dar, wie die ausführliche Kritik an Konzepten „erfolgreichen Alterns“ weiter oben zeigte. Empirisch

sind nun beide Theorien als Beschreibungen von Verhaltensweisen bestimmter alter Menschen richtig, als universelle Alternstheorien jedoch falsch – „sowohl Aktivitäts- als auch Disengagementansatz gehen von vereinzelt vorliegenden Verhaltensweisen im Alter aus (...) und (generalisieren) diese als für alle alten Menschen 'typisch'“. (Backes/Clemens 2003: 125). Wenn man sich nur für die Existenz bestimmter Altersphänomene interessiert und keinen Generalisierungsanspruch erhebt, hätte sogar das viel gescholtene „Defizitmodell“ seine Berechtigung. Dass „konstatierbare Defizite“ nur noch für „Stigmatisierungen“ taugen, wie Prah und Schröter meinen (1996: 278), ist jedenfalls falsch, denn körperliche Defizite haben für die Betroffenen oft leidvolle persönliche und soziale Konsequenzen, müssen sozial (etwa durch Unterstützungsleistungen) kompensiert werden, können gesetzliche Ansprüche begründen u.a.m.

Der Streit über diese verschiedenen „Konzepte zur Analyse der Lebensphase Alter“ (Backes/Clemens 2003: 109ff.) lässt sich durch empirische Argumente offensichtlich nur schwer beilegen. Das liegt daran, dass in die Konzepte moralische und politische Vorstellungen tief eingelassen sind und der vermeintliche Theorienstreit auf konfligierende normative Vorstellungen über die Ziele, die eine Gesellschaft und einzelne Akteure haben bzw. haben sollten, rekurriert. Die Debatten werden dadurch verschärft, dass durch die Definitionsprozesse der Wissenschaft und der Sozialpolitik ein sozialwissenschaftlicher, sozialpolitischer und sozialplanerischer Homunculus entsteht: „der“ alte Mensch. Viele theoretischen Probleme verschwinden umgehend, wenn man sich vor Augen hält, dass empirisch nicht der alte Mensch existiert, sondern nur sehr unterschiedliche ältere Menschen mit jeweils verschiedenen Lebensbedingungen und Biographien, sozialen Strukturereferenzen, Handlungsorientierungen und Interessen.

Theorienpluralismus ergäbe sich dann einfach aus der Akzeptanz der Tatsache, dass in einer offenen und gleichzeitig sozial strukturierten Gesellschaft Menschen immer unterschiedliche Interessen und Ziele verfolgen, die sich nie hundertprozentig angleichen lassen: Unter belastenden Arbeitsbedingungen und angesichts innerbetrieblicher Konflikte kann „Disengagement“ und eine Nutzung später Freiheiten die richtige Strategie sein, während in anderen Fällen Aktivität in Beruf und Ehrenamt die bessere Lösung darstellt. Unter einer solchen Perspektive dienen Disengagementstheorien und Aktivitätstheorien nicht als universelle Theorien des Alterns, sondern als brauchbare Heuristiken der Theoriebildung und der empirischen Erforschung konkreter und spezifischer Gegenstandsbereiche. In manchen empirischen Feldern mag es sogar sinnvoll sein, diese vermeintlich sich widersprechenden Theorien gemeinsam und nebeneinander zu verwenden. Ein universelles Erklärungsmodell des Alterns wäre demgegenüber nicht nur empirisch fehlerhaft, es könnte auch sehr schnell zu einer recht autoritären Angelegenheit werden, aus der sich Vorschriften über das „richtige“ Altern ableiten lassen (welches man dann entweder desengagiert oder in später Freiheit, mit vielen sozialen Kontakten oder ohne, aktiv oder nicht aktiv zu verbringen hätte). Die Gestaltung des eigenen Alterns kann jedoch nur Sache der älteren Menschen selbst und nicht Angelegenheit von Sozialforschern und Sozialplanern sein.

Literatur

- Alber, Jens (1984): Versorgungsklassen im Wohlfahrtsstaat. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36: 225-251
- Amann, Anton/Kolland, Franz (Hrsg.) (2008): *Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine kritische Gerontologie*. Wiesbaden: VS
- Amann, Anton/Kolland, Franz (2008): Kritische Sozialgerontologie – Konzeptionen und Aufgaben. In: Amann, Anton/Kolland, Franz (2008): 9-44
- Backes, Gertrud M. (1997): Alter(n) als Gesellschaftliches Problem? Zur Vergesellschaftung des Alterns im Kontext der Modernisierung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Backes, Gertrud (Hrsg.) (2000): *Soziologie und Alter(n)*. Neue Konzepte für Forschung und Theorieentwicklung. Opladen: Leske + Budrich
- Backes, Gertrud M. (2007): Geschlechter – Lebenslagen – Altern. In: Pasero, Ursula et al. (Hrsg.): 151-184
- Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang (2003): *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. Weinheim: Juventa
- Backes, Gertrud/Clemens, Wolfgang/Schroeter, Klaus (Hrsg.) (2001): *Zur gesellschaftlichen Konstruktion des Alter(n)s*. Opladen: Leske + Budrich
- Baltes, Paul B./Baltes, Margret M. (1989): Optimierung durch Selektion und Kompensation. Ein psychologisches Modell erfolgreichen Alterns. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 1: 85-107
- Baltes, Paul B. (2002): Erfolgreiches Altern. In: *GEO-Magazin* 2/2008: Lebenslauf-Forschung
- Baltes, Paul B./Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.) (1999), *The Berlin Aging Study: Aging from 70 to 100*. New York/Cambridge: University Press
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Behrens, Johann/Voges, Wolfgang (Hrsg.) (1996): *Kritische Übergänge. Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Berger, Peter/Hradil, Stefan (Hrsg.) (1990): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Sonderband 7 der Sozialen Welt*. Göttingen: AG Sozialwissenschaftliche Institute
- Berger, Peter A./Sopp, Peter (Hrsg.) (1995): *Sozialstruktur und Lebenslauf*. Opladen: Leske + Budrich
- Bertram, Hans (2000): Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Kohli, Martin/Szydlík, Mark (Hrsg.): 97-121
- Baumert, Jürgen/Schümer, Gundel (2001): Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb. In: *Deutsches PISA – Konsortium (Hrsg.) (2001): PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich
- Buchmann, Marlis/Sacchi, Stefan (1995): Zur Differenzierung von Lebensverläufen. In: Berger, Peter A./Sopp, Peter (Hrsg.): 49-64
- Butler, Robert (1969): Ageism: Another form of bigotry. In: *The Gerontologist* 9: 243-246
- Cain, Leonard D. (1964): *Life Course and Social Structure*. In: Faris, Robert E.L. (Hrsg.): 272-309
- Clemens, Wolfgang (1999): *Soziologie*. In: Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut (Hrsg.): *Soziale Gerontologie*. Weinheim: Beltz: 341-355
- Clemens, Wolfgang/Naegele, Gerhard (2004): *Lebenslagen im Alter*. In: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): 387-402
- Cumming, Elaine/Henry, William E. (1961): *Growing old: The process of disengagement*. New York: Basic Books
- Diekmann, Andreas (1996): Zeitpunkt der Erstheirat und Streuung des Heiratsalters. In: Behrens, Johann/Voges, Wolfgang (Hrsg.): 154-168
- Dyck, Silke van (2007): Kompetent, aktiv, produktiv? Die Entdeckung der Alten in der Aktivgesellschaft. In: *PROKLA* 37: 93-112

- Ebert, Andreas/Kistler, Ernst (2007): *Demographie und Demagogie – Mythen und Fakten zur „demographischen Katastrophe“*. In: *PROKLA* 146: 39-60
- Engstler, Heribert (2006): *Erwerbsbeteiligung in der zweiten Lebenshälfte und der Übergang in den Ruhestand*. In: Tesch-Römer, Clemens et al. (2006): 85-154
- Esser, Hartmut (1999): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Faris, Robert E.L. (Hrsg.): *Handbook of Modern Sociology*. Chicago: Rand Mc Nally
- Friedrichs, Jürgen. (Hrsg.) (1998): *Die Individualisierungsthese*. Opladen: Leske + Budrich
- Foucault, Michel (2004): *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Göckenjan, Gerd (2000): *Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hoff, Andreas (2006): *Intergenerationelle Familienbeziehungen im Wandel*. In: Tesch-Römer, Clemens et al. (Hrsg.): 231-288
- Huinink, Johannes/Wagner, Michael (1998): *Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen*. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): 85-106
- Imhof, A. E. (1984): *Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit*. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 71: 175-198
- Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut (Hrsg.) (1999): *Soziale Gerontologie*. Weinheim: Beltz
- Karl, Fred (Hrsg.) (2003): *Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie. Alter und Altern als gesellschaftliches Problem und individuelles Thema*. Weinheim: Juventa
- Kelle, Udo (2000): *Pluralität und Kontingenz sozialer Ordnungen im Alter. Konsequenzen für Theoriebildung und Sozialforschung in der Alter(n)ssoziologie*. In: Backes, Gertrud (Hrsg.): 175-192
- Kelle, Udo (2001): *Gesellschaftliche Probleme des Alter(n)s zwischen Mikro- und Makroebene – Zur Methodologie alter(n)ssoziologischer Erklärungen*. In: Backes, Gertrud/Clemens, Wolfgang/Schroeter, Klaus (Hrsg.): *Zur gesellschaftlichen Konstruktion des Alter(n)s*. Opladen: Leske + Budrich: 65-80
- Kelle, Udo (2007): „Kundenorientierung“ in der Altenpflege? Potemkinsche Dörfer sozialpolitischen Qualitätsmanagements. In: *PROKLA*, 37: 113-128
- Kelle, Udo/Niggemann, Christiane/Metje, Brigitte (2008): *Datenerhebung in totalen Institutionen als Forschungsgegenstand einer kritischen gerontologischen Sozialforschung*. In: Amann, Anton/Kolland, Franz (Hrsg.): 163-193
- Klein, Thomas (2004): *Lebenserwartung – gesellschaftliche und gerontologische Bedeutung eines demografischen Konzepts*. In: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): 66-81
- Kohli, Martin (1985): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37: 1-29
- Kohli, Martin (1990): *Das Alter als Herausforderung für die Theorie sozialer Ungleichheit*. In: Berger, Peter/Hradil, Stefan (Hrsg.): 387-406
- Kohli, Martin/Szydlík, Mark (Hrsg.) (2000): *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich
- Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.) (2004): *Enzyklopädie der Gerontologie*. Bern: Verlag Hans Huber
- Laslett, Peter (1999): *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*. Weinheim/München: Juventa
- Lehr, Ursula (1978): *Älterwerden als Frau – ein Beitrag zur differentiellen Gerontologie*. In: dies. (Hrsg.): *Seniorinnen. Zur Situation der älteren Frau*. Darmstadt: 6-26
- Lehr, Ursula (1994): *Kompetenz im Alter*. In: Lehr, Ursula/Repgen, Konrad (Hrsg.): *Älterwerden. Chance für Mensch und Gesellschaft*. München: Olzog Verlag: 9-28
- Mannheim, Karl (1928): *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahresshefte für Soziologie*. 1998: 157-185 und 309-30
- Mayer, Karl Ulrich/Müller, Walter (1989): *Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat*. In: Weymann, Ansgar (Hrsg.): 41-60

- Meadows, Dennis/Meadows, Donella/Zahn, Erich/Milling, Peter (1972): Die Grenzen des Wachstums, Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Reinbek: Rowohlt
- Motel-Klingebiel, Andreas (2006): Materielle Lagen älterer Menschen: Verteilungen und Dynamiken in der zweiten Lebenshälfte. In: Tesch-Römer, Clemens et al. (Hrsg.): 155-230
- Mueller, Ulrich (1999): Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungsdynamik. Berlin: de Gruyter
- Müller-Benedict, Volker (2007) Wodurch kann die soziale Ungleichheit des Schulerfolgs am stärksten verringert werden? In: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 59 (4)
- Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hrsg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Nelson, T. (Hrsg.) (2002). Ageism: Stereotyping and Prejudice against Older Persons. MIT Press
- Pasero, Ursula/Backes, Gertrud M./Schroeter, Klaus R. (Hrsg.) (2007): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion. Wiesbaden: VS
- Prahl, Hans-Werner/Schroeter, Klaus (1996): Soziologie des Alterns. Zürich: Schöningh
- Rindfuss, R./Swicegood, C./Rosenfeld, R.A. (1987): Disorders in the Life Course. In: American Sociological Review 52: 785-801
- Rosenmayr, Leopold/Köckeis, Eva (1965) Umwelt und Familie alter Menschen. Neuwied: Luchterhand
- Rott, Christian (2004): Demografie des hohen und sehr hohen Alters. In: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): 51-65
- Saake, Irnhild (2006): Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Altersforschung. Wiesbaden: VS
- Sackmann, Reinhold (2007): Lebenslaufanalyse und Biographieforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS
- Scherf, Henning (2006): Grau ist bunt. Was im Alter möglich ist. Freiburg: Herder
- Schimany, Peter (2003): Die Alterung der Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Schmitt, Eric (2004): Altersbild – Begriff, Befunde und politische Implikationen. In: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): 135-147
- Schmitt, Marina/Martin, Mike (2003): Die Interdisziplinäre Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE) über die Bedingungen gesunden und zufriedenen Alterwerdens. In: Karl, Fred (2003): 205-224
- Schuchart, Claudia (2007): Bildungsverhalten in institutionellen Kontexten: Schulbesuch und elterliche Bildungsaspiration am Ende der Sekundarstufe I. KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 59(4)
- StatisBA 2008: Altersaufbau 2006 Deutschland. [<http://www.destatis.de>, 5.Mai 2008, 19: 15]
- Struck, Olaf (2008): Demografische Entwicklung als Herausforderung. Ein Essay zu Entwicklung und Bewältigungsstrategien. In: Ammann, Anton/Kolland, Franz (Hrsg.): 275-296
- Tartler, Rudolf (1961): Das Alter in der modernen Gesellschaft. Stuttgart: Enke
- Tenbruck, Friedrich (1984): Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen. Graz: Verlag Styria
- Tennstedt, Florian (1999): Sozialpolitik (1871-1945). In: Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut (Hrsg.): Soziale Gerontologie. Weinheim: Beltz: 184-196
- Tesch-Römer, Clemens/Motel-Klingebiel, Andreas (2004): Gesellschaftliche Herausforderungen des demografischen Wandels. In: Kruse, Andreas/Martin, Mike (Hrsg.): 561-575
- Tesch-Römer, Clemens/Engstler, Heribert/Wurm, Susanne (Hrsg.) (2006): Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Wiesbaden: VS
- Tews, Hans-Peter (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter: 15-42
- Tews, Hans-Peter (1994): Alter zwischen Entpflichtung, Belastung und Verpflichtung. In: Verheugen, Günter (Hrsg.): 51-60

- Thane, Pat (2000): Old Age in English History. Past experiences, present issues. Oxford: Oxford University Press
- Verheugen, Günter (Hrsg.) (1994): 60 plus. Die wachsende Macht der Älteren. Köln: Bund Verlag
- Weymann, Ansgar (Hrsg.) (1989): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart: Enke
- Woll-Schumacher, Irene (1980): Desozialisation im Alter. Stuttgart: Enke